

Leseprobe aus:

Martina André

Flamme von Jamaika



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

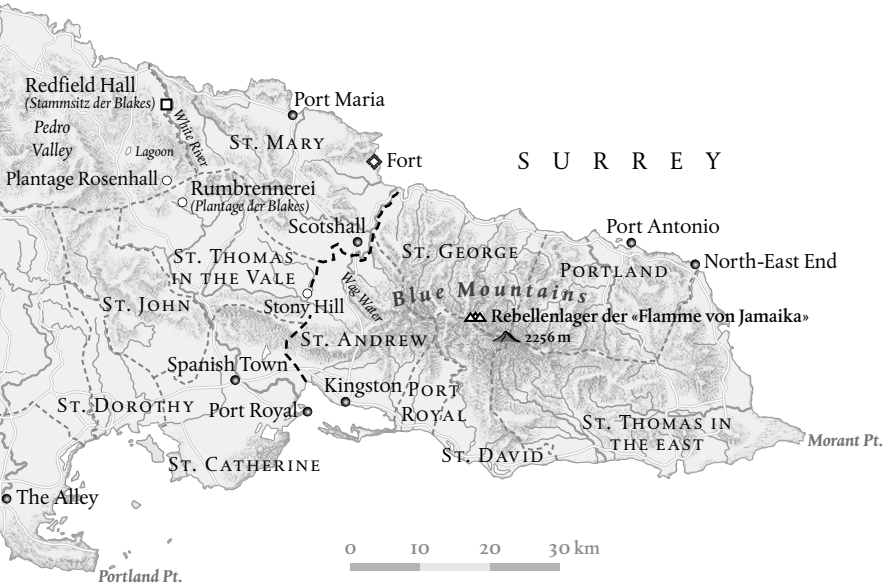
CORNWALL



JAMAIKA

1831

M I D D L E S E X



«Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt.»

Napoleon Bonaparte

PROLOG

Juni 1814 || Jamaika || Plantage Redfield Hall



«Wo ist mein Kind?» In stummer Verzweiflung kralte Baba ihre Hände in die leere Hängematte, dort, wo sie am Morgen ihren fiebernden Sohn zurückgelassen hatte. «Ich habe überall nach ihm gesucht und konnte ihn nirgends finden.»

«Du weißt doch, wie kleine Jungs sind. Manchmal benehmen sie sich wie junge Hunde, die einem Kaninchen hinterherjagen», beruhigte sie Estrelle, eine Sklavin wie sie selbst, die nichts weiter tun konnte, als ihr tröstend die Hand auf die Schulter zu legen.

«Aber er ist krank!», stieß Baba mit zusammengebissenen Zähnen hervor. Etwas Schreckliches musste passiert sein, das spürte sie. «Ich habe ihm verboten, die Hütte zu verlassen, weil ihn Trevor sonst zum Arbeiten eingeteilt hätte. Und das mit seinem Fieber ...! Jess weiß, wann es mir ernst ist. Er hätte es nicht gewagt, die Hütte zu verlassen.»

Mühsam versuchte Baba, ihre Tränen zu unterdrücken. Baba war nicht ihr richtiger Name. Getauft war sie auf den Namen Mary. Aber es war das erste Wort ihres Sohnes gewesen, als er mit einem knappen Jahr zu sprechen begonnen hatte. *Baba* rührte aus dem Afrikanischen her und bedeutete eigentlich Vater. Und da Jess offiziell keinen Vater besaß, war sie ihm von Anfang an Mutter und Vater gewesen. Mama Baba eben, wie er sie nannte und wie sie fortan bei allen hieß, die sie näher kannten.

In Momenten wie diesen hasste Baba es, dass ihr die starke Hand eines Vaters fehlte, die Jess zeigte, wo es langging. Inzwischen war er acht Jahre alt und ein munterer kleiner Bursche, dessen Tempe-

rament sie manchmal überforderte. Seit ein paar Monaten gehörte er der Kinder-Kolonie auf den Zuckerrohrfeldern an und schuftete schwer. Die harte Arbeit würde aus ihm eines Tages einen starken muskulösen Mann machen. Einen Sklaven, der allein schon aufgrund seiner Statur die Aufmerksamkeit der Backkras auf sich ziehen würde – jener weißen Männer und Frauen, die sein Leben von Geburt an in der Hand hielten. Umso mehr ängstigte Baba sich, dass Jess etwas angestellt haben könnte. Die Sorge um ihren einzigen Sohn machte sie halb wahnsinnig. Dabei galt sie unter den Sklaven als eine starke, durchsetzungsfähige Frau, die sich selbst von ihren weißen Herren kaum etwas sagen ließ. Ihr Rücken war ganz vernarbt von all den Peitschenhieben, die sie im Laufe der Jahre für ihre Widerspenstigkeit kassiert hatte.

Dass man sie noch nicht auf dem Sklavenmarkt in Kingston verkauft hatte, war einzig einem Umstand zu verdanken, über den Baba selbst Estrelle gegenüber eisern Stillschweigen bewahrte: Ihr Master, Lord William Blake, ein perverser, hochnäsiger Widerling, verlangte von ihr, dass sie ihm auf die übelste Weise zu Willen sein musste. Seit er sie als junges Mädchen auf den Feldern erblickt hatte, verschleppte er sie regelmäßig in seine Jagdhütte und verlangte Dinge von ihr, die seine weiße Frau ihm nicht zu geben bereit war. Wie oft hatte er sie ans Bett gefesselt, geschlagen und war über sie hergefallen wie ein brunftiges Tier! Danach hatte er sie jedes Mal mit kostbaren Geschenken und teuren Stoffen verwöhnt. Wahrscheinlich, weil ihn das schlechte Gewissen plagte, denn als gläubiger Anglikaner, der jeden Sonntag in die Kirche lief, musste er wohl um sein Seelenheil fürchten, wenn er so abstoßende Sünden beging.

Doch geändert hatte er sich deshalb noch lange nicht. Zweimal hatte sie eine Fehlgeburt erlitten, weil er keine Rücksicht auf ihren Zustand genommen hatte. Aber Baba hatte das alles ausgehalten. Zum einen, weil ihr nichts anderes übrig blieb; zum anderen, weil sie durch seine Zuwendungen unter den restlichen Sklavinnen als etwas Besonderes galt. Sie besaß schöne Kleider, verfügte über besseres Essen und

verbrachte mehr Zeit im weichen, frisch bezogenen Bett des weißen Herrn als auf den staubigen Zuckerrohrfeldern.

Als sie schließlich Jess zur Welt brachte, einen kleinen, widerstandsfähigen Kerl, dem die Grobheiten seines Vaters während der Schwangerschaft nichts anhaben konnten, war ihr Glück beinahe perfekt. Jeder auf Redfield Hall ahnte wohl, dass Jess der Sohn des Masters war. Das konnte man nicht nur an seiner vergleichsweise hellen Hautfarbe erkennen. Auch sein schmales Gesicht war mehr das eines Europäers und hatte wenig gemein mit den Zügen der rein afrikanischen Bälger, die nicht selten mitten auf dem Feld das Licht der Welt erblickten.

Vom Tag seiner Geburt an hoffte Baba inständig, dass Lord William ihrem Sohn eines Tages die Freiheit schenken würde. Immerhin war Jess sein zweitgeborener Sohn – nach dem schwächlichen Edward, der fünf Jahre älter war und sich nicht eben bester Gesundheit erfreute. Auch Edwards Mutter, Lady Anne, eine vornehme Dame aus Europa, war seit der Schwangerschaft meistens zu krank und zu schwach gewesen, um ihre ehelichen Pflichten zu erfüllen. Und so hatte Baba ziemlich oft herhalten müssen, um ihren Herrn zu befriedigen. Doch seit die Lady nach Jahren der Unfruchtbarkeit nun zum zweiten Mal guter Hoffnung war, hatte sich sein Interesse an Baba merklich abgekühlt. Es hieß, er habe sich bereits ein anderes Mädchen gesucht, das williger war und weniger Forderungen stelle.

Doch nicht das beunruhigte Baba: Wenn Lady Anne ihrem Gatten einen zweiten männlichen Erben schenkte, würde Jess so unbedeutend für ihn werden wie ein Blatt im Wind. Mehrfach hatte Baba ihrem Master vorgehalten, dass Jess sein einziger Erbe wäre, falls der kränkliche Edward an einem Fieber stürbe. William war daraufhin sehr wütend geworden und hatte sie als elende Niggerhure beschimpft.

«Wegen deiner Herkunft und deiner Hautfarbe giltst du nicht als Mensch, sondern als Tier!», rief er aufgebracht. «Und deine Brut kann deshalb auch niemals Erbschaftsrechte erwerben.»

Als Baba ihn daraufhin als Sodomiten beschimpft hatte, der es mit

Tieren trieb und den Gott für sein lästerliches Leben hart bestrafen würde, war er ihr an die Kehle gesprungen und hatte sie beinahe erwürgt. Seit jener Nacht hatte Baba nicht nur Angst um sich, sondern auch um ihren geliebten Jess. Je mehr sie jetzt darüber nachdachte, umso mehr schloss sich eine kalte Faust um ihr Herz. William Blake war zu allem fähig, wenn er jemanden hasste.

«Ich muss zu unserem Master», stieß Baba heiser hervor.

«Das kannst du nicht ernst meinen! Was ist, wenn er denkt, dass Jess davongelaufen ist?» Estrelle, deren Haut im Gegensatz zu Baba beinahe so schwarz war wie das Gefieder eines Truthahngießers, riss vor Entsetzen ihre kugelrunden Augen auf. «Sie werden den Jungen mit Bluthunden jagen!», warnte sie. «Die Bestien werden ihn zerfleischen, wenn sie ihn aufspüren! Nur Desdemona kann dir helfen. Sie kann in den Knochen lesen und sehen, wo sich dein Sohn befindet.»

«Aber sie lebt fast einen halben Tagesmarsch entfernt im Dorf der Maroon, und ich habe keine Erlaubnis, die Plantage zu verlassen.» Mit abwesendem Blick starrte Baba in das spärliche Licht einer Talgkerze.

«Es ist Nacht, Baba, und im Herrenhaus schlafen sie alle. Trevor liegt betrunken in seiner Aufseherhütte, und seine Kameraden spielen Karten oder amüsieren sich mit den jungen Sklavinnen. Wer also sollte bemerken, dass du fort bist? Wenn du dich beeilst, bist du zum ersten Glockenschlag morgen früh wieder da.»



Als Baba schwer keuchend an die Hütte der alten Desdemona klopfte, hatte sie einen zweistündigen Fußmarsch hinter sich. In gebückter Haltung war sie am Haupthaus von Redfield Hall vorbeigeschlichen und quer über die abgeernteten Zuckerrohrfelder der Nachbarplantage Rosehall gelaufen. Anschließend hatte sie sich durch den beinahe undurchdringlichen Urwald gekämpft und sich mit ihrem gewaltigen Pflanzmesser den Weg frei geschlagen. Das dichte Blätterwerk und der bedeckte Himmel sorgten dafür, dass kaum Mondlicht durch sein

üppiges Dach fiel. Die Wipfel über ihr rauschten und ächzten gewaltig, und streckenweise konnte sie den Weg nur erahnen. Doch immer wenn der starke Wind die Wolkendecke aufbrach, kam Baba schneller voran.

Sie war völlig außer Atem, als sie endlich die Hütte der alten Zauberin erreichte. Nach einigem Rumoren im Innern der Hütte öffnete die alte Desdemona die Tür. Ihr runzliges Gesicht vereinte Merkmale einer vergleichsweise hellhäutigen Indianerin mit denen eines kohlschwarzen Negers, den die Briten vor der Westküste Afrikas gefangen und auf diese Insel verschleppt hatten.

Desdemona wirkte so alt wie die Welt. Ihre blinden Augen überzog ein merkwürdiger weißer Schleier. Die alte Obeah-Frau behauptete stets, das Augenlicht sei ihr von den Göttern ihrer Vorfahren genommen worden, damit sie besser ins Jenseits schauen könne und nicht durch das trügerische Licht des Diesseits gestört werde.

Aufgrund ihrer mütterlichen Abstammung gehörte Desdemona zu den Maroon, einer Gruppe von ehemaligen Sklaven, die sich mit den Ureinwohnern der Insel vermischt hatten und bereits vor fast achtzig Jahren nach hartnäckigen Kämpfen mit den weißen Plantagenbesitzern und den Soldaten der britischen Krone ihre Freiheit erstritten hatten. Ihr Vater war ein Obeah-Mann gewesen, ein schwarzer Zauberer, der die Geheimnisse der Geister und Götter der Aschanti von Afrika mit übers Meer gebracht hatte.

«Komm herein, meine Tochter», sagte sie und schien kaum verwundert, dass Baba so spät in dieser stürmischen Nacht vor ihrer Hütte aufgetaucht war.

Erst gestern war die Schamanin im Dorf der Sklaven von Redfield Hall gewesen und hatte vor aller Augen einen Hahn geschlachtet, um die Geister der Unterwelt zu beschwören, damit bei Jess endlich das Fieber zurückging. Obwohl die weiße Regierung einem solchen Treiben kritisch gegenüberstand, wurde es zur Heilung von Kranken geduldet. Offenbar waren Desdemonas Bemühungen von Erfolg gekrönt gewesen, denn der Junge hatte am Morgen bereits einen halb-

wegs munteren Eindruck gemacht. Dennoch hatte Baba beim Aufseher um eine weitere Freistellung gebeten, die bei Kindern durchaus gewährt wurde. Ein unbekanntes Fieber sollte nicht unnötig die Arbeitskraft der anderen Sklaven aufs Spiel setzen.

Desdemona bot Baba einen Platz an dem glimmenden Lagerfeuer im Innern der Hütte an, das sie mit ein paar trockenen Ästen und Palmblättern befeuerte.

«Ich suche meinen Sohn», sagte Baba mit gedämpfter Stimme, aus der ihre Verzweiflung herauszuhören war. «Jess ist seit heute Nachmittag verschwunden! Wir haben ihn überall gesucht.»

Desdemona nickte verständig, sagte jedoch kein Wort. Stattdessen holte sie eine flache, offene Holzkiste hervor, deren Seiten jeweils gut eine Elle lang waren, und stellte sie auf den gestampften Boden. Dann arrangierte sie in den vier Ecken ein Stück glimmende Holzkohle, eine kleine Schale mit Wasser, ein Häufchen Sand und eine Hühnerfeder. Sie symbolisierten die vier Elemente – Feuer, Wasser, Erde und Luft. Zum Schluss nahm sie eine kleinere, verschlossene Holzschachtel vom Regal und hob vorsichtig den Deckel an. Baba erschrak, als ein sich windender, schwarzer Skorpion zum Vorschein kam. Desdemona packte das Tier trotz ihrer Blindheit geschickt am Stachel und ließ es mitleidslos in die größere Kiste fallen. Sogleich sauste der Skorpion flink umher, musste aber recht schnell erkennen, dass seine neue Freiheit begrenzt war.

Baba kauerte sich ängstlich zusammen und beobachtete, wie Desdemona im Schein des Feuers in eine Art Trance versank und unverständliche Beschwörungsformeln murmelte. Allmählich gab der Skorpion seine hektischen Bewegungen auf und wanderte nur noch zwischen zwei Ecken hin und her: Wasser und Luft. Und obwohl die blinde Desdemona seine Bewegungen nicht in gleicher Weise mitverfolgen konnte wie Baba, erkannte sie offenbar die Zusammenhänge.

«Dein Sohn lebt», erklärte sie schlicht, «aber er ist nicht mehr auf der Insel. Er befindet sich zusammen mit einem großen, dunkelhaarigen Mann auf dem Meer. Dieser wird von nun an sein Master sein.»

Babas Brust durchfuhr ein gewaltiger Schmerz, so stark, dass sie nach Atem ringen musste. «Nein», flüsterte sie außer sich vor Angst. «Das darf nicht sein.»

«Verabschiede dich innerlich von deinem Kind», fuhr Desdemona tonlos fort. «Es ist möglich, dass du deinen Sohn nie wieder siehst.»



Als Baba drei Stunden später durch den peitschenden Regen über die Felder rannte, fühlte sie nichts mehr. Nicht die durchdringende Nässe ihrer Kleidung, nicht den Schmerz, der in ihr wütete, und auch nicht die Ohnmacht, die sie erfüllte. Sie kannte nur noch ein Ziel: Redfield Hall, das Haus ihres Herrn.

In der Dunkelheit zuckten die Blitze am Himmel, und mit jedem Lichtstoß leuchtete ein neues Bild vor ihrem geistigen Auge auf: wie sie Jess von seinem Vater empfing ... wie ihr Leib zum ersten Mal die menschliche Frucht hielt und ihr Bauch zu einer riesigen Melone heranwuchs ... wie sie den Jungen bei einer komplizierten Geburt unter heftigen Schmerzen gebar ... wie er schließlich in ihren Armen lag und sein kleiner Mund gierig an ihrer Brust säugte ... wie er zu einem stattlichen, jungen Burschen heranwuchs, der seinen eigenen Kopf hatte ... und wie er trotz seiner Wildheit mit zärtlicher Liebe an ihr hing und vor Kummer fast verging, wenn sie ihn alleine in der Hütte zurücklassen musste, weil der Master ihre Dienste verlangte ...

Baba stolperte durch die Nacht wie ein verwundetes Tier. Verstört und völlig durchnässt erreichte sie in den frühen Morgenstunden Redfield Hall.

Der Hahn hatte noch nicht gekräht und die Glocken der kleinen Kirche den neuen Arbeitstag noch nicht eingeläutet, als sie die Tür des Haupthauses aufstieß. Ohne rechts und links zu schauen, stürmte sie in die eindrucksvolle Empfangshalle. Beinahe rannte sie Terry, den Leibsklaven, über den Haufen, der gerade ein Glas mit heißer

Milch auf einem Tablett balancierte. Vermutlich hatte die Missus nach einem Morgentrunke rufen lassen.

Der livrierte Butler geriet ins Wanken, und die heiße Milch schwappte über seine Hände. Er schleuderte Baba ein paar ungeho-belte Flüche entgegen, doch sie rannte bereits die Treppe hinauf, zwei Stufen auf einmal nehmend. Vorbei an den Wandleuchtern, deren flammende Kerzen Schatten in die oberen Stockwerke warfen.

«Hey! Wo willst du hin?», rief ihr der aufgebrauchte Mann hinterher.

Natürlich wusste er, dass Baba nicht ins Haus, sondern auf die Fel-der gehörte, weil die Rangordnung der Sklaven auch etwas mit ihren zugewiesenen Aufgaben zu tun hatte.

Wie aufgeschreckte Vögel steckten jetzt weitere Hausangestellte ihre Köpfe aus den Türen im Erdgeschoss. Doch ungeachtet der entgeisterten Blicke, setzte Baba ihren Weg in den ersten Stock fort, wo Seine Lordschaft mit Ihrer Ladyschaft über zwei nebeneinanderlie-gende Schlafgemächer verfügte. Von Estrella, die ab und an im Haus aushalf, wusste Baba, dass die Gemächer der beiden Eheleute durch eine Tür miteinander verbunden waren.

Als sie die erste Tür aufstieß, tat Ihre Ladyschaft einen entsetzten Schrei und fuhr so rasch in ihrem Bett auf, dass sie ihr sorgsam auf-gesetztes Häubchen verlor. Sofort fiel das rotblonde Haar in langen Wellen herab, was ihr zartes, weißes Gesicht noch bleicher erschei-nen ließ. Ihr Blick war so panisch, als habe sie ein Gespenst gesehen. Doch Baba hatte keine Zeit, die hochschwängere Missus länger zu betrachten. Sie wollte Antworten von ihrem Master, und wenn es ihr Leben kosten würde.

Schon stürmte sie durch die Zwischentür. Lord William saß im Bett und hatte bereits eine Lampe entzündet. Baba irritierte sein unge-wohnter Anblick. Unzählige Male hatte sie seinen gestählten Körper nackt gesehen, aber noch nie war ihr William Blake im Nachthemd begegnet, und schon gar nicht mit einer Zipfelmütze auf seinem grau werdenden Haupt. Doch er musste den Eindringling erwartet haben. Denn in seiner Rechten hielt er eine Pistole.

«Wo ist mein Sohn?», schrie Baba und ignorierte, dass der Lauf der Waffe auf sie gerichtet war.

Der Master zögerte einen Moment, ob aus Überraschung oder vor Zorn vermochte Baba nicht zu sagen. Die Angst um ihr Kind steigerte sich in grenzenlose Hysterie.

«Wo ist Jess?», brüllte sie wie von Sinnen. «Und wage ja nicht, so zu tun, als wüsstest du es nicht!»

Dass sie ihn vor seiner Frau und allen anwesenden Haussklaven in einer solch respektlosen Weise behandelte, machte die Sache nicht besser. Lord Williams Kopf schwoll vor Zorn rot an.

«Verkauft!», sagte er in einem bemüht nüchternen Ton. «An einen spanischen Händler.» Als er sah, wie schockiert Baba reagierte, fügte er ohne Erbarmen hinzu: «Beide haben die Insel bereits verlassen. Also hör auf zu lamentieren. Du kannst dir ja von irgendeinem dahergelaufenen Nigger einen neuen Jesús machen lassen. Je eher, desto besser.»

Für einen Moment war Baba wie betäubt. Fassungslos starrte sie auf den Mann, der sie so viele Jahre missbraucht und gequält hatte. Der körperliche Schmerz, den sie ertragen hatte, war nichts im Vergleich zu dem, was sie nun fühlte.

«Ich ... verfluche ... dich, William Blake», flüsterte sie gefährlich leise. «Dich und deine gesamte Familie. Auf dass deine Frau und deine Kinder einen baldigen Tod finden mögen. Und alle Frauen, die auf Redfield Hall noch folgen werden! Sie sollen allesamt eines frühzeitigen Todes sterben und auf immer und ewig in der Hölle schmoren!»

Rascher, als William reagieren konnte, riss Baba sich das Pflanzmesser vom Gürtel. «Der Teufel selbst und all seine Dämonen sollen meine Zeugen sein, dass ich diesen Fluch hier und heute und für alle Ewigkeit mit meinem Blut besiegele!»

Dann schnitt sie sich vor den entsetzten Augen aller Umstehenden mit zwei schnellen Bewegungen die Pulsadern auf.

KAPITEL 1

Januar 1831 || London || Eine schicksalhafte Entscheidung



Wie sich das anhört!», flötete Maggie entzückt und wedelte mit der Einladungskarte aus weißem Büttenpapier wie mit einem Fächer vor Lenas Nase herum. Währenddessen wickelte die eigens ins Haus bestellte Frisierdame aus der Parfümerie *Bel Air* Lenas hellblondes Haar aus den über Nacht getragenen Papilloten, um es anschließend zu einem kunstvollen Arrangement aufstecken zu können.

«Die Countess of Lieven gibt sich die Ehre», las Maggie vor, «die Debütantin Helena Sophie Huvstedt und ihren werten Herrn Vater Konsul Johann Friedrich Alexander Huvstedt in die *Almack's Assembly Rooms* zum ersten Ball der diesjährigen Saison einzuladen», setzte Maggie fort, wobei ihre braunen Mauseugen vor Begeisterung funkelten. «Es wird noch besser!», rief sie aufgeregt. «Die Countess hat unter den in goldenen Lettern gedruckten Einladungstext handschriftlich etwas hinzugefügt: *Liebste Helena, ich schätze mich außerordentlich glücklich, Ihnen zu diesem Anlass den ehrenwerten Sir Edward William Montgomery Blake als Ihren abendlichen Tanzpartner vorstellen zu dürfen.*»

Lena erwiderte nichts, sondern schaute konzentriert in den Spiegel. Zufrieden registrierte sie, dass sich ihre nackten, makellosen Schultern farblich kaum von den ausladenden Ballonärmeln des Ballkleides unterschieden, die seitlich an das tief sitzende Dekolleté angesetzt waren. Die Schneiderin hatte ihr den richtigen Rat gegeben und den Ausschnitt ein klein wenig sündiger gestaltet als vom Vater abgeseget. Wie zwei dralle, rosige Äpfelchen lugten ihre Brüste nun neugierig unter dem Spitzensaum hervor, gerade so, als ob sie den Be-

trichter dazu animieren wollten, ihren Reifegrad zu prüfen. Mit der engen Taille und dem voluminösen, knöchellangen Rock, der übersät war mit zarten, rosafarbenen Schleifen, sah Lena aus wie ein frisch verpacktes Sahnebonbon.

«Dieser Edward Blake scheint eine wahrhaft gute Partie zu sein», plapperte Maggie munter weiter. «Ich habe gehört, er soll blendend aussehen. Groß, dunkelhaarig und blauäugig. Warum er mit beinahe dreißig Jahren wohl noch keine passende Ehefrau gefunden hat?» Maggie rieb sich das Kinn, während Lena in ihrem cremefarbenen Seidenkleid genervt mit den Augen rollte.

«Du hältst dich entschieden zu oft bei den Küchenmägden auf, meine Liebe», tadelte sie ihre Anstandsdame, die mit ihren fünfundzwanzig Jahren nur vier Jahre älter war als sie selbst. «Und das ruiniert auf Dauer nicht nur deine Figur, sondern auch dein Urteilsvermögen», fügte sie warnend hinzu, obwohl Maggie von einer allzu üppigen Figur so weit entfernt war wie Hamburg von Amerika.

Manchmal verglich Lena ihre Gouvernante, deren vollständiger Name Margareth Elisabeth Blumenroth lautete, eher mit einer umherschwirrenden Fledermaus. Vor allem, wenn sie wie jetzt mit ihren schwarzen, aufgesteckten Locken, dem anthrazitfarbenen Häubchen und einem gleichfarbigen Seidentaftkleid wie ein unruhiger Geist aufgeregter um sie herumwuselte.

Maggie tat nicht selten so, als ob sie jeden Freier höchstpersönlich davon abschrecken müsste, auch nur einen Blick auf ihre Schutzbefohlene zu werfen. Besonders dann, wenn ihr sonst so strenger Mund den potenziellen Bewerber mit einem säuerlichen Lächeln bedachte und sie dabei einen halb abgebrochenen Schneidezahn zur Schau stellte, der zu allem Übel erheblich dunkler war als seine durchaus ansehnlichen Nachbarn.

Der armen Maggie fehlt es wirklich an jeglicher Anmut, dachte Lena und seufzte. Andererseits eignete sie sich aufgrund ihres Auftretens geradezu hervorragend als Hüterin weiblicher Unschuld. Denn ihre Sinne waren geschärft wie die eines Luchses. Ihr entging nicht die kleinste

Kleinigkeit. Wenn sie eine sich nähernde, männliche Person prüfend unter die Lupe nahm, beobachtete sie sie unauffällig, aber doch so intensiv, als ob sie eine Naturforscherin wäre, die ein seltenes Insekt aus jedem nur möglichen Winkel betrachtete. Umso missgelaunter war sie, wenn ihre Qualitäten bei gesellschaftlichen Ereignissen wie der Einladung zum Ball nicht gefragt waren.

«Dein letzter Auftritt ohne mich in der Loge des Covent Garden Theatre muss bei der Countess ja einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben», bemerkte Maggie spitz. «Warum sonst glaubst du, dass sie ausgerechnet dich als Tanzpartnerin für diesen schwerreichen Zuckerbaron ausgesucht hat.»

Maggies Blick glitt zu einem gigantischen, mit Blattgold verzierten Weidenkorb, den Huxley am Vormittag von einem Boten entgegengenommen und auf einem Podest neben dem Frisiertisch aufgestellt hatte.

«Und wenn ich erst all dieses Obst sehe!», fuhr Maggie mit einem theatralischen Augenaufschlag fort. «Ob er die Früchte extra aus seiner Heimat Jamaika mitgebracht hat, um den hiesigen Damen zu imponieren?»

Der Butler hatte den Korb wie eine kostbare Opfertgabe auf einem Altar arrangiert. Anstelle von Heiligenfiguren drängte sich jedoch eine bunte Gesellschaft von exotischen Früchten darin, die es in dieser Form selbst in den vornehmsten Läden am Piccadilly Circus nicht gab, schon gar nicht zu dieser Jahreszeit: Ananas, Guaven, Papayas, Mangos, Brotfrüchte, Bananen, Orangen, Trauben, Pfirsiche und einiges mehr. Für manches wusste selbst Maggie keinen Namen, obwohl sie eine ausgesuchte Gouvernantenschule besucht hatte, in der auch exotische Speisen auf dem Lehrplan gestanden hatten.

Jamaika!, dachte Lena verzückt. Was für ein verlockender Gedanke, einmal dort hinreisen zu dürfen! Allein der Klang dieses Namens berauschte sie.

Unter ihrer schüchternen Fassade steckte wahrlich eine Entdeckeratur. Und obwohl sie sich ihrem Vater gegenüber stets brav und

verschlossen gab, sehnte sie sich in Wahrheit nach dem ganz großen Abenteuer. Erneut studierte sie das Geschenk. Die Früchte waren säuberlich geschält und als Ganzes karamellisiert worden, damit sie in Konsistenz, Geschmack und Farbe möglichst lange haltbar blieben. Verpackt in buntes Seidenpapier, das sich wie ein kostbares Kleid um jede einzelne Köstlichkeit schmiegte, handelte es sich um eine unvergleichliche Versuchung, gegen die ein Paradiesapfel aus Baxters Süßwarenladen an der James Street eher bescheiden ausfiel.

Maggies Überlegung traf zu, dachte Lena bei sich. Es war wirklich merkwürdig, dass die Countess of Lieven, die als Patronin dem Komitee für die Auswahl der Debütantinnen vorsah, ausgerechnet sie auserwählt hatte, beim ersten Tanzvergnügen der Saison teilnehmen zu dürfen. Und dass sie Lena, ohne zu zögern, einem der begehrtesten Junggesellen ganz Londons als Tanzpartnerin zuerkannt hatte, war ein weiteres Wunder.

Seit geraumer Zeit organisierte die Countess alle Bälle des sogenannten ›Ton‹ – der Londoner Oberschicht, der nicht nur Adlige, sondern auch Politiker, reiche Geschäftsleute und Künstler angehörten. Die exklusiven Gäste mussten allesamt über gewisse Verbindungen verfügen, damit ihnen der Zutritt zu diesem Olymp der Eitelkeiten überhaupt erst gewährt wurde.

Obwohl niemand etwas dergleichen erwähnt hatte, war Lena ziemlich sicher, dass ihr Vater hinter der Entscheidung der Countess steckte, sie einzuladen.

Als Vorsitzender eines großen deutschen Handelskonsortiums pflegte Konsul Johann Friedrich Alexander Huvstedt Verbindungen in die höchsten politischen Kreise Englands. Und obgleich er normalerweise kein Freund der Tanzvergnügen war, hatte er seine einzige Tochter in letzter Zeit verdächtig häufig gefragt, ob sie nicht langsam das richtige Alter habe, einen passenden Gemahl für sich zu wählen. Es war anzunehmen, dass ihr Vater, der sich regelmäßig zu einer Partie Whist mit dem russischen Botschafter in London im vornehmen *Athenaeum Club* traf, nun die Verbindung zu dessen Ehefrau genutzt

hatte. Jeder in London wusste, dass ausschließlich die Countess of Lieven die Macht besaß, eine junge Frau wie Lena für den anstehenden Debütantinnen-Ball in die Liste betuchter Heiratskandidatinnen aufnehmen zu lassen.

Erneut griff Lena nach der Karte, die in dem mehr als großzügigen Obst-Arrangement gesteckt hatte und nun vor ihr auf dem Tischchen lag. *Verehrte Helena*, stand dort schön geschwungen in blauer Tinte geschrieben, *ich kann es kaum erwarten, Ihnen endlich persönlich vorgestellt zu werden! Mit hochachtungsvollem Gruß an Sie und Ihren werten Herrn Vater – Ihr ergebenster Diener: Sir Edward William Montgomery Blake, Sohn von Lord William Blake, dem 7. Baronet of Clearwater Castle.*

«Ja, der Korb ist wirklich eine Pracht», bestätigte Lena und legte die Karte zurück in das großzügige Geschenk.

Beim Blick in den Spiegel verzog sie ihr Gesicht zu einer wenig vornehmen Grimasse. Die Frisierdame hatte ihr Haar über den Ohren zu einem harmonischen Reigen aus Korkenzieherlocken und winzigen, weißen Seidenrosen zusammengesteckt, wobei sie gekonnt hier und da ein paar zierliche Löckchen herauszupfte.

«Da muss noch ein Hauch mehr Puder ins Gesicht und ein wenig mehr Cochenille auf die Lippen», befahl sie der Frau. «Sir Edward muss ja nicht gleich wissen, wie aufgeregt ich bin, wenn ich ihm vorgestellt werde», erklärte sie an Maggie gerichtet.

Die Frisierdame machte sich sofort daran, Lenas Wunsch nachzukommen, und nahm dann einen hellbraunen Wachsstift zur Hand, um Lenas grüne Augen zu betonen. Maggie behauptete stets, sie hätten die Farbe des Indischen Ozeans. Und sie musste es schließlich wissen, war Maggie doch als Tochter einer deutsch-jüdischen Kaufmannsfamilie im fernen Indien geboren worden und erst nach dem Tod ihrer Eltern über Zürich nach Hamburg gelangt. Dort hatte sie nach dem Besuch einer Schweizer Gouvernantenschule eine Anstellung als Anstandsdame und Lehrerin für Englisch, Französisch und Klavier im Hause der Huvstedts angenommen. Seither begleitete sie Lena und ihren Vater jedes Jahr in der Wintersaison für einige Monate nach London.

In rascher Abfolge fuhr die Frisierdame mit einem langstieligen Rosshaarbürstchen mal in einen kleinen, braunen Tuschkasten und dann wieder über Lenas lange, dunkelblonde Wimpern. Sie wiederholte die Prozedur so lange, bis die Augen wie von dunklen Fächern umrahmt wurden.

«Glaubst du, dass ich ihm gefalle?» Lena betrachtete das Ergebnis der Schönheitsbemühungen wohlwollend im Spiegel.

«Wem?», fragte Maggie geistesabwesend. Sie war zu einem der großen Fenster getreten und beobachtete – die Hände hinter dem Rücken verschränkt – das geschäftige Treiben auf der James Street. Huxley trat, nachdem er zaghaft angeklopft hatte, das Zimmer und entzündete an den Wänden und auf den Kommoden Kerzen, die sofort ein schmeichelndes Licht verströmten.

«Na, Sir Edward!», rief Lena. «Oder denkst du etwa, ich rede von meinem Vater?»

«Sicher wirst du beiden gefallen», bestätigte Maggie mit einem anerkennenden Lächeln. «Jeder Mann wird vor dir niederknien, sobald er dich sieht. Wenn du immer so herausgeputzt umhergehen würdest, müsste dein Vater mir kündigen und stattdessen eine Leibgarde engagieren.» Sie lächelte dünn. Dann bekannte sie mit einem gewissen Bedauern in der Stimme: «Schade, dass es schneit, sonst könntest du mit einem offenen Zweispänner in den Club fahren, und jeder würde denken, dass du eine Prinzessin bist.»

«Bis zur King Street ist es ja nicht weit», bemerkte Lena, während die Frisierdame ihre Utensilien einpackte und sich zum Gehen anschickte. Lena stand auf, und strich ihr Kleid glatt. Dann bedankte sie sich bei der Frau und entlohnte sie fürstlich. Nachdem Huxley die Dame hinausbegleitet hatte, gesellte Lena sich zu Maggie ans Fenster. Mit sehnsüchtigen Blicken verfolgte sie die tanzenden Schneeflocken, wie sie auf die Menschen herniedersegelten und alles wie mit Puderzucker bestäubt aussehen ließen.

Schließlich räusperte sich Maggie. «Eine innere Stimme sagt mir, dass ich dich auf keinen Fall alleine all diesen lüsternen Junggesellen

überlassen darf. Aber dein Vater wird hoffentlich dafür sorgen, dass dir weder dieser Sir Edward Blake noch sonst jemand unsittlich nahe kommt.»

Lena stutzte, als sie sah, wie Maggies Augen einen traurigen Ausdruck annahmen. Plötzlich erkannte sie das Problem.

«Denkst du etwa, ich würde dich aus meinen Diensten entlassen, wenn ich erst einen Heiratskandidaten gefunden habe?»

«Natürlich würdest du das», entgegnete Maggie tonlos. «Wofür bräuchtest du dann noch eine Anstandsdame?»

«Ach Maggie», rief Lena, machte einen Satz auf sie zu und umarmte sie stürmisch.

Die junge Frau mit dem strengen Auftreten war ihr längst so sehr ans Herz gewachsen, dass ihr der Gedanke, auf ihre humorvolle Gesellschaft verzichten zu müssen, einen heftigen Stich versetzte.

«Wie kannst du nur glauben, dass ich jemals wieder ohne dich auskommen könnte?», fragte Lena aufgebracht. «Wenn du willst, kannst du dein ganzes Leben in meinem Haushalt verbringen. Wenn nicht als Anstandsdame, so doch als Gesellschafterin. Also mach dir keine Sorgen!» Lena entließ Maggie aus ihrer Umklammerung und schaute ihr prüfend in die Augen. «Oder willst du mich nicht mehr als Freundin, wenn ich erst einmal vermählt bin?»

«Mein ganzes Leben? Mit dir? Was für ein schrecklicher Gedanke», unkte Maggie und versuchte sich an einem koboldhaften Lächeln.

«Natürlich nehme ich das Angebot gerne an», sagte sie heiser und strich Lena in einer liebevollen Geste über die Wange. «Ganz gleich zu wem und wohin es dich verschlägt. Ich kann dich ja schließlich nicht einfach deinem Schicksal überlassen.»

Lena wurde plötzlich ernst. «Glaubst du, an den merkwürdigen Gerüchten, die man sich über Sir Blake erzählt, ist etwas Wahres dran?» Unterschwellig verspürte sie eine gewisse Unruhe, und es wäre ihr lieber gewesen, wenn sie Maggie hätte mitnehmen dürfen.

«Ich frage mich andauernd», bemerkte Lena mit einem Stirnrunzeln, «was wohl die Beweggründe von Edward Blake sein mögen,

einen solch weiten Weg übers Meer auf sich zu nehmen, um ausge-rechnet in London seine zukünftige Frau zu finden?»

«Hieß es nicht beim letzten Debütantinnen-Tee», ergänzte Maggie, «dass Edward Blake dank seines Vaters, einem weithin bekannten Bar-onet, über ein äußerst stattliches Vermögen verfüge? Neben einer riesigen Plantage in Jamaika soll er der zukünftige Erbe etlicher ande-rer Ländereien in Übersee sein.»

«Ja, ich erinnere mich. Allein in Redfield Hall auf Jamaika sollen es Hunderte Arbeiter sein, die dort ihr tägliches Werk verrichten, ja, wenn nicht Tausende!», sagte Lena mit verklärtem Blick.

«Wer weiß.» Maggie legte den Kopf schief. «Vielleicht sehen die Frauen in Jamaika ja alle aus wie Vogelscheuchen? Oder er sucht sich lieber ein ehrliches, schönes Mädchen in Europa, das es nicht auf sein Geld abgesehen hat.»

Lena machte sich selten Gedanken über Geld und Besitz. Aber das musste sie ja auch nicht. Schließlich war ihre Familie alles andere als arm. Johann Huvstedt war ein recht vermögender Hamburger Kauf-mann, der mit seiner einzigen Tochter die halbe Zeit des Jahres in London lebte, um von hier aus seine Geschäfte mit Tabak, Tee, Baum-wohle und Zucker aus Übersee zu koordinieren.

Doch Lena wusste, dass Reichtum für ihren Vater auch Verpflich-tung bedeutete: Verpflichtung gegenüber seinem Unternehmen und den darin beschäftigten Personen. Aber auch gegenüber der Gesell-schaft. Schon vor dem frühen Tod von Lenas Mutter ging er jeden Sonntag zur Kirche und organisierte Wohltätigkeitsveranstaltungen, die aus den Elendsvierteln Hamburgs und Londons bewohnbare Orte machen sollten. Regelmäßig spendete er hohe Summen, sodass die Straßen von Hamburg auch in den Armenvierteln gepflastert werden konnten, und er förderte die Erbauung von Abwasserkanälen, damit das Trinkwasser aus der Themse endlich wieder genießbar wurde. Darüber hinaus unterstützte er in beiden Städten im Winter die kos-tenlose Verteilung von Brennholz und Brot an Bedürftige.

Mehrfach hatte sich Lena die Frage gestellt, warum ihr Vater über-

haupt eine Verbindung mit einem Mann wie Edward Blake für empfehlenswert hielt. Denn im Gegensatz zu den karibischen Pflanzern wie den Blakes legte er stets Wert darauf, keine Sklaven zu beschäftigen, sondern seine Arbeiter angemessen zu entlohnen. Handelten Plantagenbesitzer wie die Blakes nicht mit Gütern, an denen angeblich Sklavenblut klebte? Das behaupteten jedenfalls die Demonstranten diverser kirchlicher Abolitionisten-Organisationen, die sich gegen die Sklaverei stellten und in London manchmal zu nicht genehmigten Versammlungen aufriefen.

Aber dann verwarf Lena ihre Zweifel wieder. Rosanna Rhys-Patrick, eine Freundin aus Internatszeiten, die ebenfalls an dem bevorstehenden Ball teilnehmen würde und deren Vater auch im Zucker- und Kaffeegeschäft reich geworden war, hatte die Gegner der Sklaverei Lügner genannt. Wenn die Neger nicht auf den Plantagen arbeiten könnten, müssten sie ihr Dasein in irgendeiner afrikanischen Wildnis fristen, wo es ihnen weitaus schlechter erging als in der Obhut ihrer weißen Herren. Und überhaupt hatte noch nie jemand etwas so Grauenhaftes wie Blut an Kaffee oder Teesäcken zu Gesicht bekommen. Rosanna vertrat die weit verbreitete Meinung, dass die Gerüchte eine Erfindung von irgendwelchen verrückt gewordenen Fanatikern waren, die sich aus Neid und Streitlust gegen die von Gott gegebene Ordnung auflehnten.

«Ich an deiner Stelle ...» Maggies Stimme riss Lena aus ihren Gedanken. «... würde selbst herausfinden wollen, ob mit dem Mann etwas nicht stimmt. Lass dein Herz sprechen, es wird dir den richtigen Rat geben.»

KAPITEL 2

1831 Januar || London || Almack's Assembly Rooms



Steh endlich auf!», polterte eine dunkle, männliche Stimme quer durch das prunkvoll eingerichtete Schlafzimmer, von dessen hohen Fenstern man auf den halb fertigen Buckingham Palace sehen konnte. «Anstatt am späten Nachmittag mit einer Negerhure im Bett zu liegen, solltest du ein wohlriechendes Bad nehmen und dich endlich für den Ball fertig machen! Ich habe Henry schon Bescheid gegeben, dass er heißes Wasser bringt und nach dem Barbier rufen lässt.»

Edward Blake blinzelte durch seine geschwollenen Augenlider in die hereinbrechende Dämmerung und verfluchte die Anwesenheit seines Vaters, der ihn stets behandelte wie seine Lakaien. In seinen Armen regte sich träge eine junge Mulattin, die er vor ein paar Nächten in *Madame Ivoires Etablissement* aufgetan hatte, einem Edelbordell der gehobenen Kategorie in der George Street. Die dortigen Frauen, so hieß es, waren außergewöhnlich schön und entstammten den exotischsten Ländern. Außerdem wurden sie regelmäßig von einem Arzt auf lasterhafte Krankheiten hin untersucht. Über diesen Luxus hinaus offerierten die Damen besondere Dienste, die in gewöhnlichen Hurenhäusern nicht zu finden waren.

Als sich die junge Frau orientierungslos auf den Rücken drehte, um ihre Umgebung besser wahrnehmen zu können, streckte sie Edwards Vater ungeniert ihre gewaltigen Brüste entgegen.

«Die Hure kannst du mir überlassen», knurrte der Alte und leckte sich lüstern die Lippen. «Ist sie gut?»

Edward stützte sich auf die Ellenbogen und richtete sich langsam

auf, ohne seiner Bettgefährtin weitere Aufmerksamkeit zu schenken.

«Sie geht ab wie ein Rennpferd», erklärte er beiläufig, «besonders wenn du es ihr hart von hinten besorgst.» Ein schmutziges Grinsen huschte über sein Gesicht.

William Blake trat ans Bett und tätschelte die Schenkel der jungen Frau, die sich diese höchst anzügliche Behandlung mit einem lasziven Augenaufschlag gefallen ließ.

«Ich denke, Madame Ivoire hat nichts dagegen, wenn ich bei der Kleinen die Reitpeitsche zum Einsatz bringe. Schließlich hast du in den Tagen seit unserer Ankunft ein hübsches Sümmchen in ihrem Etablissement hinterlassen.»

Während Edward, nackt, wie er war, aus dem Bett sprang, setzte sich sein Vater auf die weiche Matratze und unterzog das junge vor ihm liegende Fleisch einer eingehenden Prüfung. Als er der Frau in den Hintern und in die Brüste kniff, um ihre Schmerzgrenze zu prüfen, war sie mit einem Mal wie erstarrt. Jedoch kein Laut der Klage kam über ihre Lippen.

«Sie gehört dir», sagte Edward und setzte dabei eine Miene auf, als ob er sich von einer lästigen Plage befreien müsste. «Ist mein Anzug schon eingetroffen?»

«Was fragst du mich das?», erwiderte sein Vater und gab der Hure mit einem knappen Wink zu verstehen, dass sie in das Schlafgemach nebenan verschwinden und dort auf ihn warten sollte. «Bin ich deine Haushälterin?»

Achselzuckend schlüpfte Edward in einen blauseidenen Kimono und hockte sich auf den Rand der kupfernen Wanne, die in einer Ecke des Raums stand, und beschloss, dort auf das Eintreffen des Butlers zu warten. Ungeduldig verschränkte er die Arme und beobachtete, wie sein Vater sich zur Tür wandte, wo bereits ein weiterer Diener wartete.

«Was macht dich so sicher, dass diese kleine Hamburgerin die Richtige für mich ist, Vater?», fragte er dumpf. «Ich meine ... ich habe sie

gesehen. Sie scheint mir rein und keusch wie eine französische Nonne, die kurz vor ihrem Gelübde steht.»

«Etwas anderes würde ich als die zukünftige Mutter meiner Enkel auch nicht akzeptieren», erklärte William streng. «Oder willst du riskieren, dass sie den Balg irgendeines dahergelaufenen Bastards unter dem Busen trägt, wenn sie mit dir vor den Altar tritt? Außerdem weißt du so gut wie ich, dass es auf der Plantage mehr als eine Alternative gibt, um dich anderweitig zufrieden zu stellen», erklärte sein Vater. «Sie muss nur zwei-, dreimal ein gesundes Kind gebären. Danach wird sie ohnehin von der ganzen Sache bedient sein.»

Mit hochgezogenen Brauen sah Edward seinen Vater an.

William räusperte sich. «Außerdem hat die Countess von mir zehntausend Pfund in Gold für ihre Stiftung erhalten, damit sie uns mit der Auswahl einer passenden Kandidatin unterstützt. Die Tochter dieses deutschen Kaufmanns für dich auszusuchen, war ganz alleine ihre Idee. Sie meint, das Mädchen sei eine gläubige Christin, die sich von heidnischen Flüchen nicht beeindrucken lasse.»

Edward runzelte die Stirn. «Du meinst ...»

«Ich meine: Hauptsache, Helena Huvstedt und ihr einfältiger Vater erfahren nichts von diesem blödsinnigen Fluch, bevor es zu einer Verlobung kommt.»

William war zum Sideboard gegangen und hatte sich aus einer Kristallkaraffe einen Brandy eingeschenkt. Hastig trank er das Glas in einem Schluck aus und hustete. Dennoch goss er sich sogleich einen weiteren Brandy ein und kippte ihn hinterher.

«Ich muss dich nicht daran erinnern, mein Sohn, dass du seit dem unglücklichen Tod von Hetty MacMelvin keine Chance mehr hast, eine passende Frau auf der Insel zu finden.»

Die ungewohnte Nervosität in den grauen Augen seines Vaters verärgerte Edward. «Und das alles wegen einer schwachsinnigen Negerin, die längst in der Hölle schmort», zischte er verärgert. «Du hättest sie lange vor diesem ... Zwischenfall von Redfield Hall beseitigen sollen. Dann wäre es niemals so weit gekommen.»

Im Grunde genommen glaubte er nicht an so einen Hokuspokus wie den Obeah-Zauber. Aber nachdem sein Vater zwei Frauen und zwei Töchter durch ein seltsames Fieber verloren hatte, war er sich nicht mehr so sicher, ob die Neger nicht doch mit dem Teufel im Bunde waren. Als dann zu allem Übel vor einigen Jahren auch noch Edwards Verlobte, eine gebürtige Schottin, kurz vor der Hochzeit angeblich von einem jungen Sklaven ermordet worden war, hatten die übrigen Pflanzerfamilien zu reden begonnen. Irgendwie war durchgesickert, dass vor Jahren eine Sklavin im Hause der Blakes auf seltsame Weise verschwunden war. Es ging das Gerücht, sie habe sich im Herrenhaus von Redfield Hall das Leben genommen und kurz vor ihrem Tod alle zukünftigen Frauen der Familie Blake verflucht. Dummerweise hatte Trevor ihre Leiche tatsächlich bei Nacht und Nebel in den Fluss geworfen, woraufhin sie verschwunden blieb. Aber davon konnte niemand sonst etwas wissen. Offiziell war sie als entflohen gemeldet worden.

«Ich kann immer noch nicht begreifen, wieso du dich ausgerechnet mit dieser Nigger-Hexe eingelassen hast», raunte Edward und schüttelte verständnislos den Kopf. Er wusste, dass er sich mit einer solchen Bemerkung bei seinem Vater auf gefährliches Terrain begab. Als sein einziger Sohn konnte er sich bei dem Alten einiges rausnehmen, aber wenn es um den Fluch ging, zog Lord William eiserne Grenzen.

«Interessant, dass ausgerechnet du so etwas sagst», konterte sein Vater mit gefährlich funkelnden Augen. «Ich möchte nicht wissen, wie viele von unseren Sklavinnen deine Bastarde geboren haben.»

Er setzte das Glas auf dem Silbertablett ab und richtete sich zu voller Größe auf. William Blake war trotz seines Alters von sechzig Jahren immer noch ein stattlicher Mann, der mit seiner vornehmen Erscheinung und einer Größe von mehr als sechs Fuß äußerst respekt einflößend wirkte.

«Woher willst du wissen, ob eine von deinen Huren nicht auch irgendwann verrücktspielt?» Sein Einwand klang wie eine verspätete Entschuldigung sich selbst und seiner Familie gegenüber.

«Ich weiß es, weil ich mich um meine Huren kümmerge», bemerkte

Edward und zog eine Braue hoch. «Und wenn ich meine Sklavinnen verkaufe, dann immer Stute und Fohlen zusammen. Was danach mit ihnen geschieht, liegt nicht in meiner Macht.»

«Zu dumm nur, dass dir deine Barmherzigkeit keinen adäquaten Erben beschert, der sich den Respekt unserer weißen Nachbarn verdient.» William räusperte sich. «Wobei wir wieder beim Thema wären. Helena Huvstedt stammt aus gutem Haus. Ihr Vater ist durchaus vermögend, und sie selbst hat in der Schweiz eine exzellente Erziehung genossen. Außerdem willst du wohl nicht behaupten, dass sie von abgrundtiefer Hässlichkeit gezeichnet ist?»

«Nein», bestätigte Edward und erinnerte sich an die unübersehbaren Vorzüge der jungen Frau. «Neulich im Theater schien sie mir recht ansehnlich. Ein hübsches, weißes Gesicht mit großen, hellgrünen Augen, einer kleinen, geraden Nase und einem sündigen Mund, dazu feste Brüste und einen aufrechten Gang. Ein Narr, wer mehr von einer Repräsentantin für Redfield Hall erwartet.»



Lena glaubte vor Aufregung zu vergehen, als der Kutscher den geschlossenen Wagen nach nur fünfminütiger Fahrt in die King Street lenkte. Von weitem war bereits das klassizistische Gebäude des Clubs erkennbar, vor dem sich eine lange Schlange von Kutschen gebildet hatte. Sie war froh, einen dicken Pelzmantel zu tragen, weil sie trotz der Kälte mit dem Aussteigen so lange warten mussten, bis die Kutsche endlich am überdachten Hauptportal angelangt war und ein Diener in einer grünen Livree ihnen die Türen öffnete.

«Und, bist du schon aufgeregt?»

Ihr Vater schaute sie lächelnd an und knetete dabei ihre Hände, die trotz der gefütterten Handschuhe ganz kalt waren. Er trug einen dunklen Frack und ebenfalls einen Pelzmantel. Außerdem hatte er dafür gesorgt, dass Huxley jedem von ihnen einen heißen Stein unter die Füße gelegt hatte.